

# Wodka und Tigerente



Lukas Hoffmann

# **Wodka und Tigerente**

Roman

**mitteldeutscher verlag**

© 2021 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)  
[www.mitteldeutscherverlag.de](http://www.mitteldeutscherverlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Gesamtherstellung: Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale)  
Umschlagabbildung: © Giorgio Morara, Photomario – shutterstock.com

ISBN 978-3-96311-385-7

Printed in the EU

## EINS

Vor ein paar Tagen hat der Unterricht wieder angefangen, Sommerferien vorbei, ich fahre jetzt morgens mit dem Rad zur Schule und bin jedes Mal überrascht, dass sich nichts verändert hat. Die Bäume am Straßenrand sind noch die gleichen, meine Mitschüler machen dieselben Witze, die Lehrer klopfen ihre Sprüche. Nur bei mir ist alles anders. Das liegt daran, dass mein Vater ermordet wurde und ich mit einer Tigerente durch die halbe Welt gefahren bin. Das sind wahrscheinlich ein paar Infos zu viel in einem Satz, ich fange ganz von vorne an.

Vor ziemlich genau einem Jahr, nach den Sommerferien in der zehnten Klasse, ging die Tür unseres Klassenzimmers auf und es trat ein Junge mit hüftlangen, schwarzen Haaren ein. Er trug einen zu großen, hellroten Wollpullover, in dessen Maschen sich Blätter verfangen hatten, er war mit dem Fahrrad gekommen – klar. Er passte überhaupt nicht zu unserem Speierverein, wirkte eher wie ein junger Pionier aus einem anderen Jahrhundert, der mit einem Track durch die Länder zieht, um neue Gebiete zu erschlieen und in gleiender Hitze auf Feldern zu arbeiten. Einer, der mal Vater vieler Kinder wird, ihnen abends vor dem Ofen Märchen vorliest, und am nächsten Morgen vor dem Sonnenaufgang aufsteht und Kühe melkt.

Fast die gesamte Klasse begann zu lachen, aber ihn schien das nicht zu stören. Er ging auf Frau Astrid zu, mit langen, bedächtigen Schritten, ohne die geringste Spur von Nervosität. Es machte ihr

schon damals Spaß, Zuspätkommenden lange die Hand zu schütteln und sie dabei auszufragen. Mir war diese pädagogische Maßnahme äußerst unangenehm. Ich mag es nicht, wenn alle Augen auf mich gerichtet sind. Ich bin nicht derjenige, der dann aufdreht, improvisiert, eine Schau abzieht. Für den Typ schien die kleine Zirkusvorstellung vor der Klasse kein Problem zu sein. Aber er war kein Clown, keiner, der dumme Sprüche klopft. Er ließ das verlängerte Händeschütteln über sich ergehen, so wie ein Trapper die Hitze oder den Starkregen erträgt. Frau Astrid sagte: „Willkommen, lieber Emanuel. Ich hoffe, du hast dich schon ein bisschen eingelebt. Wir freuen uns sehr, dass du jetzt bei uns bist.“

Er lächelte: „Danke. Leider hast du mich falsch vorgestellt. Ich heiße Totti, nicht Emanuel.“

In der Klasse wurde es schlagartig still. Frau Astrid war nicht unbedingt eine ruhige und besonnene Lehrerin. Die Grundschüler nannten sie Frau Arschtritt. Sie wurde schnell laut, insbesondere seitdem sie ihren blauen BMW zu Schrott gefahren hatte. Eine ihrer größten Missionen schien zu sein, uns sogenannte Manieren beizubringen. Dazu gehörte auch, dass wir sie siezten. Sie griff nach der Namensliste und las „Emanuel Tott“ ab. „Ist das nicht dein Name?“ Sie gab sich dabei Mühe, ruhig und besonnen zu klingen, aber man hörte ihre Verärgerung in der Stimme deutlich heraus.

„Nee“, sagte er. „Das ist nicht mein Name.“

„Nee“, wiederholte sie, „das wird ja immer besser.“ Sie starrte den Neuen an und lächelte dabei, was irgendwie gruselig aussah. Beide schwiegen sekundenlang und dann diskutierten sie. Sie wollte ihn daraufhin festnageln, dass er Emanuel heißt, und er antwortete in sehr ruhigem und nachsichtigem Tonfall, dass man „Totti“ zu ihm

sagen dürfe. Ich konnte das wirklich nicht glauben. Dieser Emanuel oder Totti, wie auch immer, beging den schlimmsten Fehler, den man Lehrern gegenüber machen kann: Er sagte Frau Astrid ins Gesicht: Du liegst falsch. Du hast nicht recht. Welchen Grund haben Lehrer, in die Schule zu kommen, wenn sie nicht recht haben?

Ich glaube, niemand in der Klasse wusste, ob er sie gerade bewusst auflaufen ließ oder nicht. Später, klar, da kannten wir ihn. Da wusste jeder, dass Totti alle Menschen gleich behandelte und auf manche Dinge eben bestand, egal ob er mit dem Direx oder mit einem Erstklässler sprach. Er war Totti. Punkt. Und er duzte alle. Darüber gab es nichts zu diskutieren.

Früher bin ich nie auf andere zugegangen. Wenn mich jemand interessierte, dann observierte ich ihn oder sie, bis ich das Objekt so gut kannte, dass es mich nicht mehr überraschen konnte. Das ist schräg und bestimmt wäre ich als Erwachsener in der Psychiatrie gelandet, wenn da nicht die lange Reise gewesen wäre. Ich empfehle jedem mit einer unruhigen Vergangenheit, sich in eine Tigerente zu setzen, bis nach Sibirien zu fahren, sich dort mit sechs jungen Russen zu prügeln und ein paar Stunden im Knast zu verbringen. Wirkt Wunder.

Bei Totti hatte ich aber schon damals nicht ein Fünkchen Sorge, obwohl ich ihn nicht kannte. Er strahlte eine große Ruhe aus, so als wäre er aus dem achtzehnten Jahrhundert in das Hier und Jetzt gebeamt worden. Damals gab es noch keine Hektik. Noch nicht die totale Verfügbarkeit und Kommunikation. Ich ging nach dem Klingeln also zu ihm: „Hat mir gefallen, dein Schnack mit der Astrid.“

„Ja, mir auch!“, sagte er und lächelte.

„Hast sie schön auflaufen lassen“, sagte ich, „anderen verzeiht sie das nicht.“

Er schaute mich verwundert an. „Wieso auflaufen lassen?“

„Dass mit dem ‚Du‘ und dem ‚Sie‘“, sagte ich. „Echt stark.“

„Das Du gilt für alle“, antwortete er.

Ich begriff sehr bald, dass es bei Totti, wenn er etwas sagte, keine ironische Ebene gibt. Er sagte genau das, was er dachte. Punkt. Für ihn gab es keine versteckten Botschaften, keine Anspielungen. Er verfolgte seine Ziele nicht über Umwege. Für ihn gab es nur die Vordertür.

Er erzählte mir, dass er zusammen mit seinem kleinen Bruder und den Eltern in eine Wohnung auf dem Boxberg gezogen sei, was unüblich für Leute auf unserer Schule war. Sie hatte einen guten Ruf und Boxberg ist, wie der Name schon sagt, ein Viertel, in dem man am Morgen nicht unbedingt von Lärchengesang geweckt wird. Später klärte sich auf: Totti war über ein Sozialprogramm zu uns gekommen. Der Staat übernahm seine Schulgebühren, ein sicheres Ding für den Direx. Man hätte denken können, dass Totti große Pläne hat: Meine Villa, mein Boot, mein Pferd, diese Nummer vom Tellerwäscher zum Millionär. Aber so war das nicht. Als wir viel später über unsere Ziele sprachen, sagte ich, dass ich unser Familienunternehmen Gruber Energy auf eine neue Stufe bringen würde, weil ich wusste, dass sich Vater darüber freut. Er antwortete: „Wenn es das nächste Mal gewittert, dann fahre ich hoch zum Königstuhl und schaue mir die Blitze von Nahem an. Da habe ich richtig Lust drauf.“

Mich beruhigten solche Aussagen. Für ihn war das Leben etwas



Selbstverständliches und Unmittelbares. Er konnte einen hellroten Wollpullover tragen und sich nicht die Haare schneiden, weil er echt und original war. Es gab ihn nur einmal, nicht mehrmals.

Bei mir war das etwas anderes. Es gab den Alex aus der Schule, der die Gruppe Cero-Social gegründet hatte, und von manchen deswegen bewundert, von anderen gehasst wurde, denn wenn man alle seine Social-Media-Profile löscht, nehmen das manche persönlich. Es gab den Unternehmer-Alex, der sich bei Gruber Energy einbrachte und es gab den Einzelgänger-Alex, der lange Spaziergänge machte oder stundenlang in seinem Bett lag und nachgrübelte.

Ich weiß nicht, was dazu führt, dass man mehrere Versionen von sich selbst entwickelt. Ich könnte mir vorstellen, dass ein großer Mangel die Ursache ist. Obwohl sich mein Vater gut um mich kümmerte, fehlte mir meine Mutter. Sie war das große Geheimnis meiner Kindheit, weil mein Vater nicht über sie redete, obwohl es genug Situationen gab, in denen eine Erklärung gut gewesen wäre. Am schlimmsten war die Zeit im Kindergarten, je älter ich wurde, desto weniger oft wurde ich nach ihr gefragt. Das mag daran liegen, dass viele Familien mit den Jahren auseinanderbrechen und ein alleinerziehender Vater seine faszinierende Wirkung verliert. Im Kindergarten wurde ich von den anderen Kindern aber gelöchert: „Wo ist deine Mama? Warum holt dich immer nur dein Papa ab?“

Ich hatte meinen Vater als Kind immer wieder nach meiner Mutter gefragt. Aber er antwortete nicht darauf. Wo ist sie? Lebt sie noch? Ich wusste nichts. Und eigentlich hätte ich mich nicht beklagen dürfen, denn wie kann man etwas vermissen, das man nicht kennt? Dennoch fehlte irgendetwas.

Mein Vater führte unser Familienunternehmen Gruber Energy

weiter. Wir handelten mit Öl und Gas, das vor allem aus Russland kam. Mein Urururururururopa ist im neunzehnten Jahrhundert nach Sibirien ausgewandert und mit einer Kutschenladung Schwarzkohle zurückgekehrt. So hat alles begonnen. Erst exportierten wir Schwarzkohle, dann eine kurze Zeit lang Tierfelle und danach Öl und Gas.

Mein Vater hatte mit der Führung des Unternehmens eigentlich genug zu tun, aber es gab viele Nächte, in denen er erst am frühen Morgen nach Hause kam, laut mit den Türen schlug und im Treppenhaus den Geruch nach Wein und Schnaps verströmte. Ich war ihm einige Male mit klopfendem Herzen mit dem Fahrrad hinterhergeradelt, um herauszufinden, wohin er ging. Er besuchte Kneipen in der Unteren Straße und unterhielt sich mit wildfremden Leuten. Es waren Touristen aus den USA oder Japan, die er nie wiedersehen würde. Dabei kannte er in unserem kleinen Heidelberg jeden A-Promi. Ein Anruf von ihm hätte genügt, um ein mittleres Bataillon an Partygästen zusammenzutrommeln. Ich fragte mich damals, warum er die Gesellschaft dieser Touristen seinen vielen Bekannten vorzog. Auch wenn ich mit ihm nie mehr darüber sprechen konnte, glaube ich, den Grund heute zu kennen: Mit jemanden, den man nicht wiedersieht, kann man ehrlich reden. Man kann ihm die Wahrheit sagen.

Mein Vater und ich wohnten in einer Villa am Philosophenweg, der teuersten Straße in Heidelberg. Es gab bei uns Stuck an den Decken, ein beleuchtetes Moosgärtlein, einen großen Grillplatz mit Partyzelt. In unserer Straße hatte jeder irgendein kostspieliges Hobby. Der Nachbar hielt sich achtzigtausend Euro wertvolle Rinder in seinem Garten, ein anderer flog mit seiner Frau zum Shoppen nach

New York, mein Vater sammelte Oldtimer. Als Totti mich das erste Mal besuchte, beeindruckte ihn unser Anwesen nicht. Später brachte er oft Fahrräder mit, die er von irgendwoher bekommen hatte. Er verdiente sich mit dem Reparieren ein kleines Taschengeld und wir hatten mehr als einmal geflucht, wenn wir die Räder den steilen Philosophenweg hinaufschieben mussten.

Während er schraubte, las ich Zeitung oder Bücher, und wenn ich glaubte, einen spannenden Satz entdeckt zu haben, las ich ihn laut vor. So einen zum Beispiel:

*Es gibt ebenso wenig hundertprozentige Wahrheit wie hundertprozentigen Alkohol.*

Ich sagte zu Totti: „Ist ja klar, dass es keine Wahrheit geben kann, wo wir alle unterschiedliche Gene und Familien haben. Nehmen wir diesen Fahrradreifen.“ Ich deutete auf den platten Vorderreifen des Mountainbikes, das Totti gerade reparierte. „Für mich ist das einfach ein platter Reifen. Ich sehe ihn, schwarzer Mantel, abgefahrenes Profil, und dann lese ich mein Buch weiter und denke nicht großartig über ihn nach. Aber du musst ihn reparieren. Du spürst sein Profil. Du riechst das Gummi, und während du schraubst, arbeitet dein Bizeps. Du hast ein ganz anderes Verhältnis zu diesem Vorderreifen als ich, also ein ganz anderes Verhältnis zu dieser kleinen Form der Wahrheit.“

Totti schraubte weiter, ohne aufzusehen: „Für mich ist das hier einfach nur ein Job. Fahrradreifen sehen alle gleich aus, wenn sie platt sind. Und wenn man den Schlauch geflickt hat, dann ist bei allen wieder Luft drin.“

An einem anderen Nachmittag hatte Totti sein Werkzeug vergessen. Wir gingen in die Garage, um nach dem passenden Inbusschlüssel zu suchen. Als Totti die Oldtimer meines Vaters sah, schaltete er auf einen Schlag zwei Gänge hoch. Er lief von Wagen zu Wagen, öffnete Türen und Motorhauben, studierte die Kilometeranzeigen, besah sich das Profil der Reifen. In der Garage war Platz für vier Autos, das bedeutete: Wenn mein Vater sich einen neuen Wagen anschaffen wollte, dann musste ein alter verkauft werden. Und so wechselte sein Bestand kontinuierlich. Das einzige Fahrzeug, das er nie verkaufte, war eine himmelblau lackierte 2CV, die von einem Überzug aus Leinen bedeckt ganz hinten in der Ecke der Garage stand. Natürlich ging Totti auch zu diesem Auto. Er legte den Kotflügel frei, trat ein paar Schritte zurück und nickte. „Eine Ente. Sehr nice!“

Wenn Totti lange sprach, dann sagte er drei bis vier Sätze am Stück. Jetzt redete er über die 2CV mindestens eine Minute. Er öffnete die Motorhaube, deutete auf verschiedene Teile des Motors und sagte Sachen wie: „Das hier ist die Benzinpumpe. Hier macht man den Luftfilter auf. An das Getriebe kommt man ganz leicht dran.“ Vor dem Motorblock war ein durch ein Gitter geschützter Ventilator befestigt. Totti erklärte mir, dass es ein Lüfterrad ist, und zeigte mir, wo man es ankurbelt, um den Motor anzuwerfen.

„Drehen wir eine Runde?“, fragte er mit Begeisterung in der Stimme.

Für mich war das ein vollkommen absurder Vorschlag. Diese Ente war schon immer dort gestanden und war damit ein potenziell gefährlicher Gegenstand, weil ich ihre Geschichte nicht kannte.

Ich schüttelte den Kopf: „Nee, nicht möglich.“ Und normaler-

weise hätte er meine Absage akzeptiert. Aber jetzt begann er zu argumentieren. „Das Auto muss bewegt werden, sonst verliert die Batterie ihren Saft. Die Reifen verformen sich, wenn die Karosserie die ganze Zeit im gleichen Winkel auf sie drückt. An den Bremscheiben entsteht Flugrost.“

Schließlich ging ich auf sehr wackligen Beinen doch zum Schlüsselloch, um den Zündschlüssel zu holen. Wir schoben die Ente vorsichtig an den anderen Autos vorbei aus der Garage. Die ganze Zeit klopfte mein Herz, als ob ich gleich einen Hundertmetersprint absolvieren würde. Ich hatte tierische Angst. Ich tat etwas Verbotenes. Etwas, das eine mir unbekannte Konsequenz nach sich ziehen konnte.

Wir setzten uns ins Auto, er ans Steuer, ich auf den Beifahrersitz. Totti drehte den Schlüssel um und der Motor sprang sofort an. Ein gleichmäßiges Brummen war zu hören. Die Schwingung des Motors brachte das Lenkrad und die Kupplung zum Vibrieren.

„Klingt herrlich“, sagte Totti. „Wie neu!“ Er gab vorsichtig Gas und die Ente setzte sich in Bewegung. Kieselsteine knackten, ein leichter Geruch nach Benzin drang durch die Lüftungsgitter. Er fuhr bis zur Einfahrt und blickte mich an. „Weiter?“

Ich antwortete nicht. Mein Kopf war blockiert, als ob mich jemand ausgeschaltet hätte. Ohne zu wissen, was ich da gerade tat, stieg ich aus und öffnete das Tor. Mein Vater wäre mit dieser Spazierfahrt nicht einverstanden. Ich war fünfzehn, Totti ein halbes Jahr älter.

Am Tage war auf unserer Straße immer wenig Verkehr. Unsere Nachbarn fuhren mit ihren teuren Autos früh am Morgen weg und kamen spät am Abend wieder. Totti lenkte die Ente den Berg hinab.

Gas geben, bremsen, lenken. Mehr war nicht zu tun. Wir klappten die Seitenfenster nach oben und Fahrtwind drang hinein. Der Entenmotor tuckerte so laut wie ein 300 PS starker Porsche-Motor und über jede Bodenwelle wippte die gesamte Karosserie mit, sodass wir hin und her schaukelten wie auf einem Kahn bei leichtem Wellengang.

Als wir an der Kreuzung standen, die auf die Hauptstraße führte, fragte Totti, ob ich auch mal wolle. Ich schüttelte den Kopf, aber wieder übernahm mein Körper die Steuerung. Ich stieg aus und ging um das Auto herum. Ich weiß noch, dass die Sonne an diesem Nachmittag wunderschön aussah. Ein roter Feuerball hinter dem Heidelberger Schloss. Und dass es ungewöhnlich warm war für die Jahreszeit, bestimmt über zwanzig Grad.

Ich setzte mich auf den Fahrersitz und sackte so tief ein, dass ich meine Nase kaum über das Lenkrad brachte. Totti war einen Kopf größer als ich, für ihn war es kein Problem gewesen, dass man die Sitzhöhe nicht verstellen konnte. Wir zogen unsere Jacken aus und ich stopfte sie unter meinen Hintern. Jetzt war die Aussicht zwar besser, aber der Verkehr auf der Hauptstraße war nicht weniger geworden. Von links kamen Autos, von rechts. Bald staute es sich hinter uns. Als die Straße endlich frei war, drückte ich aufs Gaspedal. Der Motor spuckte und ging aus, aber wir rollten ein paar Meter, sodass die Ente jetzt quer zur Straße stand und beide Fahrstreifen blockierte. Hektisch drehte ich wieder am Zündschlüssel. Totti, jetzt ganz der Fahrlehrer, sagte mit ruhiger Stimme: „Das Pedal ganz links musst du kommen lassen und gleichzeitig mit dem Pedal ganz rechts Gas geben.“

Ich probierte es. Wieder erstarb der Motor. In beiden Richtungen bilden sich Autoschlangen. Zwei weitere Male versuchte ich die Ente zu starten, immer erstarb der Motor, wenn ich Gas gab. Die Autos begannen zu hupen. Ein Mann stieg aus dem schwarzen Mercedes aus, der unmittelbar vor uns wartete. Er streckte beim Gehen den Brustkorb heraus, als würde ihn halb Baden-Württemberg gehören. Wieder drehte ich den Zündschlüssel um. Wieder brummte der Motor. „Hey, du Penner“, rief der selbstbewusste Württemberger.

Gas geben, das Pedal ganz links langsam loslassen. Noch mehr Gas geben. Mein Herz klopfte in Höchstgeschwindigkeit und dann, kurz bevor der Mann uns erreichte, machte die Ente einen Satz. Er sprang erschreckt zur Seite und rief wieder etwas, aber seine Wut lag bereits hinter uns, wo meine Konzentration jetzt ganz bei der Ente war. Ich lenkte sie auf die Fahrspur in Richtung Ziegelheim. Dabei bewegte ich den ganzen Oberkörper mit. Servolenkung, so etwas gab es im Geburtsjahr dieses Autos nicht. Da war das Autofahren noch Oberkörpertraining gewesen. Die Ente nahm Fahrt auf, Totti zeigte mir, wie man die Gänge einlegt, was ich schnell begriff.

Als wir das Ortsschild passierten und die Geschwindigkeitsbegrenzung auf 100 km/h hochgesetzt wurde, drückte ich das Gaspedal bis zum Bodenblech durch. Rechts flog der Neckar vorbei, links die bewaldeten Hänge des Odenwalds. Die Ente war nur eine Blechkiste auf vier Rädern, aber in diesen Minuten, in denen wir in halsbrecherischem Tempo über die zweispurige Heidelberger Landstraße rollten, fühlte ich mich der Wahrheit so nah wie noch nie in meinem Leben. Und weil Totti jedes Überholmanöver begeistert kommentierte, wusste ich, dass es ihm ebenso erging.

Am Abend musste ich aus dem Zimmerfenster klettern, weil mein Vater zu Hause war. Er hatte von unserer wilden Spazierfahrt nichts mitbekommen, hätte mir vielleicht sogar erlaubt auszugehen, wenn ich ihn gefragt hätte. Aber ich bat ihn nie um irgendetwas, wollte ihm so wenig Sorgen wie möglich machen. Ich war, dem Anschein nach, der perfekte Sohn. Wohlerzogen, höflich, strebsam.

Totti und ich hatten uns für die Nacht verabredet, um die Jungfernfahrt mit der Ente zu feiern. Sie stand längst wieder in der Garage, mit dem Leinentuch überzogen, so als hätte sie ihren jahrelangen Schlaf nie unterbrochen. Von unserem Haus führte der Philosophenweg in die Stadt, von dem man eine herrliche Aussicht hat. Das Heidelberger Schloss wurde in der Nacht beleuchtet und die Altstadt sah von oben unberührt und mittelalterlich aus, als würden dort unten nur gute Zimmermänner wohnen, die nachts mit ihren Familien vor den sie wärmenden Bolleröfen schliefen. Es war Oktober, am Abend bereits kühl, aber noch zu warm für die Winterjacke.

Ich hatte mir angewöhnt, bei den nächtlichen Streifzügen mit Totti einen kleinen Aktenkoffer mitzuschleppen. Drinnen verstaute ich Colaflaschen, Süßigkeiten und die *Süddeutsche Zeitung*, die ich anderen Zeitungen wegen der Panorama-Seite vorzog. Da brannte der Wald in Kalifornien, oder der Säugling eines ausländischen Königspaares hatte Röteln, oder irgendeine australische Mörderin wurde nach dreißig Jahren Fahndung geschnappt. Die Panorama-Seite erzählte kleine Geschichten aus der großen weiten Welt.

Wir gingen über die Theodor-Heuss-Brücke und setzten uns ans Wasser. Lastschiffe tuckerten vorbei, ich las einen Artikel über einen sambischen Coca-Cola-Medikamenten-Fahrradkurier und



dann sagten wir lange nichts, während die Lichter der hell erleuchteten Altstadt über das Wasser zu uns getragen wurden.

„In Heidelberg geht es uns so gut, hier ist alles so aufgeräumt“, sagte ich. Totti antwortete nicht und so blickten wir weiter schweigend auf die gegenüberliegende Uferseite.

Ich holte aus dem Koffer eine Leinentasche mit Walnüssen, bot Totti welche an und dann knackten wir Nüsse und ich dachte, dass es die ganze Nacht so weitergehen könnte, weil es sich gut anfühlte, hier zu sitzen und Walnüsse zu schälen.

Wir hatten unsere Rücken der Wiese zugewandt, deshalb bemerkten wir die Jungs erst, als sie bei uns waren. Sie waren zu dritt, trugen breite Hosen, weite Pullover, zwei hatten Käppis falsch herum aufgesetzt, der dritte hatte sich ein Tuch umgebunden – kurzum, es waren Proleten aus der Heidelberger Vorstadt, die sich für Gangster aus Harlem hielten.

„Eure Genehmigung will ich sehen“, sagte der Kleinste von ihnen. Seine Hose hing ihm bis zu den Kniekehlen und das Kopftuch war etwas zu groß, denn es war ihm bis über die rechte Augenbraue gerutscht. Aber er sah mich so böse und ernst an und die anderen schwiegen so erwartungsfroh, dass ich glaubte, ihm antworten zu müssen.

Am schnellsten wären wir zu einer Lösung gekommen, wenn er sofort gesagt hätte, was er von uns will, und wir zusammen überlegt hätten, ob sein Wunsch realisierbar wäre. Er wollte ein paar Walnüsse haben, kein Problem, er bekam sie. Aber leider ging es bei diesen Gesprächen mehr um die Show als um ein tatsächliches Bedürfnis.

Ich sagte: „Kannst du das präzisieren!“

Er schaute mich an, als ob ich in Minute zwei eines Gangster-Movies seine Freundin erschossen hätte und er jetzt nach langem Suchen vor dem Mörder steht: „Red doch keinen Scheiß!“ Er nickte zu Totti: „Und du, Langhaardackel, du hast das Sprechen noch nicht gelernt, oder?“ Seine Freunde lachten.

„Du nix schlau“, sagte er und schaute grinsend zu seinen Kumpele: „Du nur kleiner, dummer Dackel!“

Totti reagierte nicht. Er knackte Nüsse, sah auf das Wasser und schwieg. Ich wusste nicht, ob er Angst hatte und deshalb nichts sagte, oder ob er an etwas ganz anderes dachte. Manchmal war das bei ihm so, dass er zwar körperlich anwesend war, aber die Gedanken sich hundert Kilometer entfernt aufhielten. Ich stand mit klopfendem Herzen auf und trat vor den Sprecher der Gruppe.

„Wollen wir noch übers Wetter reden?“, sagte ich.

Er schaute mich böse an, seine zwei Freunde stellten sich hinter mich: „Gib mir alles, was du hast!“

„Das wird schwierig“, antwortete ich. „Aber ihr könnt jeder eine Walnuss haben!“

Der Junge schlug so fest zu, dass ich nach hinten taumelte. Die beiden Jungs, die hinter mir standen, schubsten mich zurück. Ich fiel zu Boden. Jetzt hagelte es Schläge und Tritte.

Ich erinnere mich noch, dass Totti mit einer Schnelligkeit aufsprang, die ich ihm niemals zugetraut hätte. Er lief auf die Jungs zu und kämpfte mit anmutiger Schweigsamkeit. Aber sie waren zu dritt und er war alleine. Außerdem war er zwar drahtig, aber ihnen an Körpermasse eindeutig unterlegen, wo sie ihre muskulösen Körper wahrscheinlich regelmäßig mit Gewichten trainierten. Sie hatten ihn bald eingekreist. Er stand da wie ein Boxer, versuchte

Schlägen und Tritten auszuweichen. Ich richtete mich auf, aber beim Auftreten fuhr solch ein fieser Schmerz in meinen rechten Knöchel, dass ich aufschrie. Beim Zurückfassen landete meine Hand auf der Leinentasche mit den Walnüssen. Ich griff hinein und feuerte auf die Jungs. Einen erwischte ich an der Schläfe, einen anderen am Oberarm. Einer kam zu mir gerannt, um mir den Beutel zu entreißen. Natürlich gab es auch jetzt wieder Tritte und Schläge, aber mein kleines Ablenkungsmanöver hatte Totti genutzt, um nach einem Stock zu greifen. Er begann um sich zu schlagen, und die Jungs, die natürlich auch alle in einer Eigentumswohnung wohnten und einen Vater hatten, der irgendwo angestellt war, bekamen es mit der Angst zu tun. Das war verständlich. Obwohl Totti so schmal war, sah er wild aus. Es war, als ob sein Motor, der sonst immer niedertourig brummte, plötzlich auf Hochtouren lief. Als die ersten Stockhiebe verteilt waren und die Jungs die Flucht antraten, rannte er ihnen hinterher. Ich rief: „Lass gut sein. Sie hauen ab!“ Aber er reagierte nicht. Ich beobachtete noch, wie er die Treppe der Brücke hochsprintete, immer den Jungs hinterher, die um ihr Leben liefen. Dann war er weg und ich war alleine, mit meinem pochenden Knöchel und der Soße, die mir über das Gesicht lief, und dem beruhigenden Autoverkehr, der vom gegenüberliegenden Ufer zu mir drang.

Totti kam bald wieder. Vollkommen ruhig, als wäre nichts gewesen.

„Du hast da so was im Gesicht“, sagte er und malte mit seinem Zeigefinger ein Muster in die Luft.

„Du auch!“, sagte ich grinsend. Das Veilchen unter seinem rechten Auge zeichnete sich bereits ab.

Er zog eine Schachtel Lucky Strike aus seiner Tasche, die er den Jungs abgenommen haben musste. „Willste eine?“

Ich lehnte ab, da steckte er sich zwei Zigaretten an und zog an beiden gleichzeitig: „Dann rauch ich für dich mit!“

## ZWEI

Totti hielt es nicht lange bei uns auf der Schule aus. Schon nach ein paar Monaten zog er nach Wien, um bei einer Kfz-Werkstatt seine Ausbildung zu beginnen. Beim Abschied klopfen wir uns auf die Schultern und sagten, dass wir Kontakt halten würden. Wir wussten beide, dass es nicht stimmte. Weder Totti noch ich waren dazu gemacht, zu telefonieren oder Mails zu schreiben.

Ich bot meinem Vater an, mehr Aufgaben im Unternehmen zu übernehmen, und er nahm zögernd an: „Du sollst deinen Spaß haben, später arbeitest du noch genug“, sagte er. Aber ich redete so lange auf ihn ein, bis er schließlich doch einwilligte. Wir begannen mit drei Nachmittagen in der Woche, einen Monat später war ich bei vier Nachmittagen in der Woche, schließlich war ich jeden Nachmittag in der Neuenheimer Villa. Ich wollte ihm beweisen, dass ich gut war. Ich wollte seine Anerkennung und freute mich, wenn er mich lobte. Gleichzeitig nahm ich sein Lob mit einem immer größeren Widerwillen an. Denn es konnte doch nicht ganz ernst gemeint sein, wo er mir eine wichtige Wahrheit verschwieg. Wer war meine Mutter? Wo lebte sie? Diese Fragen verloren sich nicht mit den Jahren, sie wurden massiver und drängender und beanspruchten immer mehr Platz zwischen ihm und mir, auch wenn wir niemals über sie redeten.

Mein direkter Vorgesetzter wurde unser Buchhalter Herr Held. Ich mochte ihn wegen seiner Kompliziertheit und weil er immer nach Pfeife roch. Er sagte nicht: „Alexander, bring mir bitte meine

Kaffeetasse“, sondern: „Könntest du mir meine blumengemusterte Tasse bringen, die entweder noch in der Spülmaschine oder auf dem Abtropfsieb in der Küche steht.“ Vielen Kollegen ging Herr Held auf die Nerven. Aber mich störten seine langen Sätze nicht. Sie füllten die Villa mit Leben, wo die meisten Angestellten wie mein Vater und ich arbeiteten: Still, konzentriert und effizient.

Was mir an Herrn Held außerdem gefiel: Er sah in mir nicht den Sohn vom Boss, sondern einen Lehrling, den man so lange mit seinem Unwissen kitzeln konnte, bis er daraus lernte. Wenn es um die Erledigung einer neuen Aufgabe ging, erklärte er mir immer erst alle Ausnahmen und Eventualitäten, und wenn ich dann den Kopf voll mit Details hatte, rückte er damit heraus, dass der neu angeschaffte Computer eigentlich nur in dieser Schriftart und an jener Stelle eingetragen werden musste. „Aha“, sagte ich dann „so einfach ist das“, woraufhin er mich fragte, ob ich mir sicher sei, dass die Abschreibungsfrist eines Computers identisch mit derjenigen eines Kaffeefullautomaten sei und ich nicht eigentlich eine ganz andere Tabelle bemühen müsste. Wenn ich dies dann bejahte, antwortete er: „Falsch, mein Lieber, dein erster Eintrag war der richtige.“ Er liebte Fangfragen, und weil ich mich nicht geschlagen geben wollte, nahm ich heimlich seine Erklärungen auf.

Im April, kurz nach den Osterferien, stand die Prüfung der Unternehmenszahlen an. Ich bereitete mich darauf vor, als ginge es um die Rückeroberung des Römischen Reichs, und lernte mein eigenes verfasstes, auf inzwischen fast zweihundert Seiten angewachsenes Steuerhandbuch mehr oder weniger auswendig. Obwohl mir mein Vater versprochen hatte, dass ich die Buchprüfungen machen dürf-

te, war es dann doch Herr Held selbst, der die Kalkulation vornahm. Ganz bestimmt hatte er sich mit meinem Vater besprochen, und sie hatten entschieden, dass diese Aufgabe für einen inzwischen Sechszehnjährigen noch zu verantwortungsvoll war. Als Trost durfte ich Herrn Helds Berechnungen überprüfen. Das kam mir sehr fad vor. Dass er einen Fehler machte, schloss ich natürlich aus.

Als ich seine Zahlen aber gegenrechnete, kam ich zu einem anderen Ergebnis. Er hatte im vergangenen Jahr einen Gewinn von 1 150 000 Euro errechnet, ich kam auf 11 500 000 Euro. Mit klopfendem Herzen rechnete ich zweimal nach und gelangte zu dem erschreckenden Fazit, dass er tatsächlich eine Null vergessen hatte. Ich ging mit hochrotem Kopf zu ihm. „Entschuldigung, ich glaube, Sie haben sich verrechnet!“ Es war mir entsetzlich peinlich, ihn zu kritisieren.

Es spricht für ihn, dass er es vor allen anderen zugab. Er hätte ja auch behaupten können, mich mit einem Fehler prüfen zu wollen. Oder meine Korrektur einfach für seine ausgeben können. Aber als sich beim Betriebsfest alle versammelt hatten und mein Vater die üblichen lobenden, mahnenden und motivierenden Worte gesprochen hatte, bat Herr Held darum, etwas anmerken zu dürfen. Er sagte, ich hätte Gruber Energy vor einem Zehn-Millionen-Euro-Verlust bewahrt. Er lobte meine genaue Arbeitsweise und dass ich damit in bester Weise das Erbe von Gruber senior anträte. Er wurde sogar ein bisschen pathetisch, was ich bei ihm noch nie erlebt hatte. Er sprach davon, dass wir beide, also Gruber senior und Gruber junior, es ja wahrlich nicht leichtgehabt hätten im Leben. Und dennoch sei aus mir ein aufrichtiger, kluger und zuverlässiger junger Bursche geworden. Ich blickte die ganze Zeit zu meinem Vater. Als

sich unsere Blicke trafen, erschrak ich. Er war aschfahl im Gesicht, so als sei er sterbenskrank. Er versuchte zu lächeln, aber das machte es nur noch schlimmer. Er tat mir leid und doch war ich auch wütend. Es sah so aus, als wären wir ein gutes Team, und beruflich waren wir es bestimmt. Wieso redeten wir dann nicht über all die Fragen, die es zwischen uns gab?

Ich hob die Hand, ohne einen Plan zu haben, was ich tat. Als das Gemurmel leiser wurde und sich mir immer mehr erwartungsvolle Gesichter zuwandten, wurde ich immer wütender. Trotzdem brachte ich keinen Ton heraus. Ich wusste nicht, was ich sagen wollte oder sollte. Ich fühlte mich missverstanden, aber wie erklärt man das einer Belegschaft? Neben mir, auf dem Stehtisch, stand eine Vase, in der eine weiße Tulpe steckte. Ich nahm sie. Jetzt war auch der letzte Mitarbeiter von Gruber Energy auf mich aufmerksam geworden. Ich sagte mehr zur Tulpe als zu meiner Zuhörerschaft: „Das war doch kein Rechenfehler!“

Ich warf die Tulpe zu Boden, rannte zur Eingangstür. Dabei hörte ich mich selbst „Fuck“ rufen. Ich weiß noch, dass ich meinen Abgang in diesem Augenblick selbst albern fand.

Ich verbrachte den ganzen Abend und die halbe Nacht damit, durch Heidelberg zu streifen. Ich fuhr auf den Boxberg und ging an dem Wohnhaus vorbei, in dem Totti gewohnt hatte. Ich lief durch die Hauptstraße, setzte mich auf die Treppe vor die Universitätsmensa.

Ich versuchte zu verstehen, wieso ich vorhin so seltsam reagiert hatte. Ja, da gab es dieses Geheimnis um meine Mutter, aber ich war nicht das einzige Kind auf der Welt, das von einem Vater aufgezogen wurde. Dennoch verwunderte es mich sehr, dass Herr



Held sich um zehn Millionen Euro verrechnet hatte. Jemand wie er machte keine Fehler.

Gegen vier Uhr am Morgen kehrte ich nach Hause zurück. Man konnte auf zweierlei Wegen in unseren Garten eintreten: Über das Haupttor an der Straße und über ein kleines Tor, das man über einen kleinen Seitenweg erreichte. Wenn ich Ruhe brauchte, ging ich manchmal in den Garten. Ich setzte mich dann in die Schaukel, die dort seit meinen Kindertagen stand, und dachte nach. Jetzt hatte ich Gleiches vor. Ich ging am Eingangstor vorbei, erstieg den schmalen Pfad, der neben unserer hohen Mauer verlief, und betrat den Garten über das kleine Tor. Der Rasen war taunass. Ich würde die Feuchtigkeit bald in meinen Schuhen spüren. Als ich zu unserem Haus blickte, stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass im Wohnzimmer noch Licht brannte. Das passte nicht zu meinem disziplinierten Vater. Wenn er zu Hause war, dann ging er abends bald zu Bett. Ich vermutete, dass er vergessen hatte, das Licht zu löschen, was beinahe genauso sonderbar war.

Ich traute mich nicht hineinzugehen. Ich war auf der Betriebsfeier aus meiner Rolle gefallen, war vom zuverlässigen und ruhigen Gruber junior zum Hitzkopf geworden. Dabei war das gar nicht geplant gewesen. Diese Laune hatte sich meiner bemächtigt und jetzt wusste ich nicht, wie Vater reagieren würde, wenn wir drinnen aufeinandertrafen. Das Licht im Wohnzimmer ließ mir keine Ruhe. Ich näherte mich vorsichtig dem Haus, gelangte zu dem Fliederstrauch, der schon erste Blüten warf. Jetzt hörte ich ihn auch sprechen. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, das dicke Glas der Fenster dämpfte seine Stimme. Er sprach schnell und er verzichtete

beim Sprechen auf Pausen, die seinen Worten sonst immer Gewicht verliehen. Dann knallte es. Es hörte sich wie eine Ohrfeige an, nur dass eine Ohrfeige doch normalerweise der Beginn einer Schlägerei ist, bei der Stühle umfallen, Schmerzensschreie ertönen oder Gläser zerschellen. Nichts dergleichen passierte. Im Haus kehrte eine absolute Stille ein.

Ich wollte nachsehen, was los war. Aber meine Beine waren wie gelähmt. Es tauchten unzählige Fragen auf, die ich mir nicht beantworten konnte: Wenn ich nun ins Haus lief, auf wen würde ich treffen? Sollte ich mich bewaffnen? Womit? Ich wendete einen Trick an, den ich mir angewöhnt hatte, um zur Ruhe zu kommen. Ich nahm mir vor, bis fünfzig zu zählen. Mein Herz schlug immer schneller, je höher ich zählte. Dann war es so weit: Achtundvierzig, neunundvierzig ... Ich rannte zur Haustür. Sie stand offen, aber der Flur lag still da. Es roch anders als sonst, nach ätherischen Ölen, wie in einem Massagesalon. Ich lief ins Wohnzimmer. Vater saß in seinem Ohrensessel. Er sah mich ruhig an. Unterhalb seines rechten Schlüsselbeins hatte sein himmelblaues Stehkragenhemd einen hässlichen, dunklen Fleck bekommen.

Er versuchte zu sprechen, aber sein Mund gehorchte ihm nicht. Ich strich ihm hektisch eine Strähne aus dem Gesicht, weil ihm sonst nie Strähnen ins Gesicht hingen. Weil er sonst immer alles unter Kontrolle gehabt hatte.

Er stammelte meinen Namen. Er sagte „Uma“ oder „Hummer“.

Ich verstand nicht. „Hummer? Was?“, rief ich.

Er beugte sich zu mir nach vorne, begann Zahlen zu nennen und sie zu wiederholen. Er machte zwischen den Wiederholungen Pausen und sah mich ernst an. Ich kannte diesen Blick, es ging

um etwas Wichtiges. Ich kam ihm mit meinem Ohr so nahe, dass ich seine Lippen spüren konnte. Ich versuchte zu verstehen und er nickte oder schüttelte den Kopf. Schließlich war er zufrieden: 007 (wie James Bond) 838 und zweimal die 29.

Ich spürte, wie er schwerer wurde. So als hätte er seine letzte Lebensenergie für diese Zahlenfolge aufgewendet. Ich stemmte mich gegen ihn, konnte sein Gewicht aber nicht halten. Wir gingen zu Boden, wie zwei Boxer, die sich minutenlang mit Nierenschlägen bearbeitet haben. Wieder murmelte er etwas. Wieder kam ich ihm mit meinem Ohr so nahe, dass ich seine Rotweinfahne riechen konnte. Er nuschelte etwas, wiederholte es, ebenso wie die Zahlenabfolge: „Die Wahrheit ist immer riskant.“ Hatte er das wirklich gesagt?

Ich zog mein Handy aus der Tasche, versuchte die 112 zu wählen, aber meine Hände zitterten zu sehr. Ich lief auf wackligen Beinen in die Küche. Die Tasten des Haustelefons waren größer, aber auch hier gelang es mir nur mit äußerster Mühe, die drei Zahlen einzutippen.

„Kommt in den Philosophenweg 121. Mein Vater stirbt!“ Jemand stellte mir Fragen, aber ich ließ den Hörer einfach fallen. Ich höre noch heute das gedämpfte „Klack“, mit dem der kompakte Hörer auf den Fußboden aufschlug. Es klang, als würde sich eine moderne Autotür schließen.

Als ich anfang, meinen Vater zu reanimieren, hatte er die Augen bereits geschlossen. Ich drückte auf den Brustkorb, blies Luft durch seine noch warmen Lippen. Die Abwechslung und der Rhythmus beruhigten mich, und, so seltsam das auch klingt, meine Gedanken schweiften ab. Ich erinnerte mich daran, wie ich als Vierjähriger an

hohem Fieber erkrankt war. Ärzte hatten mich zu Hause versorgt, eine Haushälterin hatte etwas gekocht. Und Vater hatte in meinem Zimmer übernachtet. Er war am frühen Morgen zur Arbeit gefahren und am Abend wiedergekehrt. Er hatte mir nie Geschenke mitgebracht oder mit mir gespielt, so wie die anderen Besucher, aber er war da gewesen.

Irgendwann gab ich auf. Er war kalt und stumm und leblos, wie ein Stück Holz. Durch meine Herzdruckmassage hatte sich sein Kopf verdreht, der Mund stand offen. Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Ich wusste, dass ich mich gerade in dem Auge eines Orkans befand. Sobald sich die Nachricht über den Tod verbreitete, würden immer mehr Fragen aufwirbeln. Nicht nur von der Polizei, auch von Mitschülern, Mitarbeitern, sogar Passanten. Mein Vater war bekannt in Heidelberg, endlich hätte die Boulevardpresse etwas zu berichten.

Ich war bereits aus der Haustür heraus, als mir einfiel, dass ich kein Geld bei mir hatte. Es gab diesen kleinen Tresor in Vaters Arbeitszimmer. Er hatte mir den Code einmal verraten, das war Jahre her. Ich lief zurück, die Treppe hoch. Erst jetzt fiel mir ein, dass ich vielleicht nicht alleine war. Dass Vaters Mörder sich vielleicht irgendwo versteckte. Ich stoppte, lauschte mit wildpochendem Herzen, aber hörte nur meinen eigenen Atem. Weitergehen. Die Treppe hoch. Die knarrende Tür von Vaters Arbeitszimmer öffnen. Zum Tresor. 11611. Der Code stimmte. Ich öffnete die Panzertür. Es waren in den letzten Jahren noch mehr Geldbündel hinzugekommen. Ich stopfte mir so viele davon in die Hosentaschen, wie ich konnte. Ich wollte weg hier, so schnell wie möglich. Aber dennoch arbeitete mein Gehirn, so als wäre es in diesen Minuten eine unabhängige

Einheit. Schließ den Tresor besser wieder, sonst sieht es nach Raubmord aus!

Draußen stieg ich die Stufen zur Garageneinfahrt hinab und öffnete das Tor. Da standen sie alle, die Oldtimer. Der teure Adenauer-Mercedes aus dem Jahr 1955, ein olivfarbener Fiat 600 Multipla, den Vater einem Freund aus Rom abgekauft hatte, und der silberfarbene Alfa Romeo Giulia, mit dem er in den letzten Jahren am liebsten gefahren war. Ganz hinten im Eck parkte die Ente. Als einziges Fahrzeug von einem Leinentuch bedeckt. Sie war immer ein Tabu gewesen. Das hässliche Entlein neben den wertvollen Limousinen – und dennoch war sie geblieben, während mein Vater die anderen Autos wieder verkauft hatte.

Ich lief zu ihr, zog hektisch das Tuch von der Karosserie. Meine Finger rutschten ab, als ich den Griff der Fahrertür drehen wollte. Ich schwitzte, obwohl ich nur mit Hemd, Pullover und Stoffhose bekleidet war. Ich setzte mich hinters Steuer, wollte starten, aber hatte ganz vergessen, den Schlüssel aus dem Schlüsselkasten zu nehmen. Also wieder zurück. Den Schlüssel schnappen. Zum Auto laufen. Einsinken in das Polster mit dem harten Federkern. Endlich sprang der Motor an.

Ich dachte an die Autofahrt mit Totti. Dass ich mit ihm sprechen musste, um dieses Chaos in meinem Kopf zu ordnen. Wie lange fuhr man nach Wien? Ich wusste es nicht. Ich setzte mit der Ente zurück, beinahe hätte ich den Kofferraum des Alfa Romeo geschrammt, gerade so konnte ich das Steuer noch herumreißen. Weiterfahren, die Ente aus der Garage lenken. Wir hatten im letzten Jahr einen Motor in das Gartentor einbauen lassen. Laut piepend und sehr langsam schwang es jetzt auf. Ich schaute zurück. Die Haustür stand offen,

was falsch aussah. Ich unterdrückte das Verlangen auszusteigen und sie zu schließen.

Ich lenkte die Ente aus der Einfahrt in den Philosophenweg, nahm den Fuß von der Bremse; lautlos und immer schneller rollte die Ente den Berg hinab. Es war still an diesem Morgen, so als ob alle Einwohner Heidelbergs ein paar extrastarke Schlaftabletten eingeworfen hätten. Als ich am Fuße des Philosophenwegs angekommen war und nach rechts in die Bergstraße einbog, hörte ich in der Ferne eine Sirene. Die Sanitäter kamen zu spät. Vater war tot.

Heidelberg ist eine kleine Stadt, in der die Ampeln in der Nacht blinken und die Wege kurz sind. Ich erreichte die Autobahn in Richtung München nach wenigen Minuten. Es waren nur wenige Autos unterwegs, trotzdem ordnete ich mich ganz rechts ein und trat dann das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Motor rührte auf und die Ente machte solch einen Satz nach vorn, dass es mich hart gegen die Rückenlehne drückte.